

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1931**

229 (3.10.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Kleiner Zwischenfall

Die Häuserblöcke der Siedlungsgemeinschaft waren in den letzten Wochen schon bis zum ersten Geschloß emporgewachsen. Längs der Straße standen die Baugerüste. Hinter ihnen wurden die roten Ziegelmauern unter den Händen der Maurer jeden Tag ein Stück höher. Hundert Meter entfernt von ihnen schafften Arbeiter schon wieder Baugruben für neue Häuserblöcke aus.

Kinns um die neuen Häuser lag eine öde Wildnis von Baustellen, von Wiesen und kleinen Laubentzonen, in denen ein paar bunte Frösche lustig im Winde flatterten. Auf der anderen Seite der Straße, die einen Vorort mit der Stadt verband, war eine Mulde, die mit dem Bauschutt zugeschüttet werden sollte.

Von der Baustelle bis nach der Mulde liefen die beiden schwarzen Linien eines Feldbahngleises, das aus der Vogelschau ausgegeben haben müßte, als hätte irgend jemand zwei dunkle Fäden über die blaugrünen Wiesen und über die Straße gelegt.

Die kleine Feldbahnlokomotive schob sich schaukelnd auf dem Schienenweg entlang. Sie zögerte und stieß, ehe sie über die Straße fuhr, einen grellen Pfiff aus. Hinter ihr wackelten gebogen die kleinen Rippeloren. Auf der letzten Lore stand ein junger Arbeiter. Er hatte eine rote Fahne in der Hand, die Fahne schwenkend, fuhr er mit ihr die entgegenkommenden Autos an. Vorn auf der Lokomotive standen zwei Männer. Der eine, der Maschinist, hatte die Hand am Regulator. Er blickte geradeaus. Ihn und zu brummt er etwas vor sich hin. Langsam fuhr er mit seinem kleinen Zuge auf die Mulde zu. Das Gleis war bis dicht an sie herangelegt worden, so daß die Loren nur umgedreht zu werden brauchten. Er fuhr jeden Tag viele Male von der Baustelle nach der Mulde. Und es wurde mit der Zeit ein bischen langweilig, immer wieder denselben Weg entlang zu fahren.

Sein Gehilfe neben ihm blickte über das Feld hinweg, dort hin, wo die ersten Vorstadthäuser standen. Er hielt sich mit der rechten Hand am Griff fest. Als sie an der Mulde angefahren waren, reichte er sich um und rief beim Abspringen dem Maschinisten zu: „Na, da waren wir ja wieder einmal angelangt.“ Der nickte mit dem Kopf und griff nach dem Bremshebel. Die Räder knirschten, der Zug stand.

Der von hinten kam nach vorn: „Ja, Ios, Otto!“ Sie gingen ans Werk und hupten mit geübten Griffen eine Lore nach der anderen um. Steine und Sand polterten die Böschung hinunter. „Hier können wir noch viel Dreck runterschütten, ehe das voll ist, was?“ Der Jüngere wußte sich mit der Hand über das Gesicht. Er lachte: „Ja, noch die eine Kiste — he — rud — so, das wäre geschafft.“ Sie verschmauten. Der Maschinist war von der Maschine heruntergeklüppert. Die Lokomotive in der Hand, klappte er die Lagerdeckel auf. Der ältere der beiden Arbeiter ging zu ihm und klopfte ihm auf die Schulter: „Kommst du heute abend in die Verammlung?“ Der Maschinist sah auf: „Klar: was fragte er?“ Er klappte den Deckel wieder herunter und stieg auf die Maschine. Die kleine Lokomotive machte sich schaukelnd auf dem Gleis und pfeifte ein wenig Dampf und Rauch aus ihrem Schornstein. Langsam pöfend schob sich der Zug über das Feld zurück nach der Baustelle.

Die Herbstsonne hatte das Land in ein helles Mittagslicht gefaßt. Am Himmel sahen ein paar weiße Wolken. Langsam, als hätten sie viel Zeit.

Der leere Zug näherte sich jetzt der Straße. Der Junge sprang von der ersten Lore ab und lief schnell auf die Straße zu. Er sah ein Auto kommen und begann mit der roten Fahne zu winken. Hinter der Lokomotive hatte die eine Sand am Regulator, die andere am Bremshebel.

Das Lieferauto hatte es eilig und wollte noch vor dem Zuge vorbeifahren, schart nach links hinüber. Der Arbeiter ließ die Fahne sinken. Wenn das man gut geht, dachte er. Hinter der Lokomotive sah am Bremshebel. „Mensch“, sagte er zu dem andern, „was lassest du das? Der Kerl fährt ja mit Vollgas in den Bie-

gung ein.“ Beide sahen gespannt nach vorn. Ein kurzes hartes Knacken ging durch den Zug. Die erste Lore hielt jetzt mitten auf der Straße.

Bläulich begann der Chauffeur zu bremsen. „Liiiiiii...“, quetschten die Bremsen des Autos. Die Hinterräder rutschten und schleiften. Das Ganze ging sehr schnell. Ein paar Zentimeter nur hielt das Auto vor der Lore. Gleich darauf gab es einen Knack, oben auf dem Verdeck des Wagens hatten Kisten mit Äpfeln gestanden. Beim Bremsen war der Wagen etwas geschleudert. Zwei Kisten stürzten auf die Straße, und die Äpfel kollerten nach rechts und links auseinander.

Einen Augenblick lang waren alle verdutzt. Der mit der roten Fahne stand noch im ersten Schreden. Ueber das Feld kam der andere gelaufen. Der Chauffeur kletterte heraus und sah sich die Beherung an. Der anelaufen kam, war ganz außer Atem. Er begann zu lachen: „Junge, Junge, da haste aber Schmeiß gehabt!“ Er zeigte auf die Äpfel. „Du denkst wohl, bei uns ist heute Wochenmarkt.“ Der Chauffeur, ein junger Mensch, knurrte wütend: „Ihr werdet mit eurer Eisenbahn noch die ganze Straße unsicher machen.“ Er nahm einen Korb aus dem Wagen und begann, die Äpfel aufzukleimen. Der Zug hatte sich indes wieder in Bewegung gesetzt. Der Maschinist hielt an, dicht vor dem Auto. Er stieg ab und klopfte dem Chauffeur gutmütig auf die Schulter: „Ja, mein Junge, wenn man es eilig hat... was? Vergere dich nicht... vergiß nur keinen liegen zu lassen... wir essen nämlich keine Äpfel.“

Ein paar Arbeiter waren noch hinzugekommen. Auch vom Gerüst schrien ein paar Maurer etwas herüber. Die um das Auto stunden, begann zu lachen. Der Chauffeur war endlich mit Äpfeln fertig; ein paar Arbeiter hatten ihm dabei geholfen. Er richtete sich auf. Er wußte im Moment nicht, ob er wütend sein sollte. Aber als er sah, daß das Auto hell und alles gut abgelaufen war, begann er mitzulachen. Erleichtert stieg er wieder ein und ließ den Motor anlaufen.

Gutmütigkeit lag auf den Gesichtern der Männer, als sie an ihre Arbeit zurückgingen. Das Ereignis hatte ihre Arbeit für eine kurze Weile unterbrochen, hatte ihnen etwas zum Leben, etwas zum Lachen gebracht. Nun setzte sich der Zug in Bewegung und fuhr über die Straße. Hinten warteten schon wieder die vollen Loren. Die Maschine piffte kurz auf. Das Auto fuhr weiter und war bald um eine Biegung des Weges verschwunden. Still lagen Straße und Felder da. Nur von den Neubauten kamen die Geräusche, lam Klöpfen und Hämmern.

Die beiden auf der Maschine begannen, sich lang und breit über das Ereignis zu unterhalten. Sachgemäß erwogen sie alle Möglichkeiten. „Mensch“, sagte der Maschinist, „wenn der mit manna gefahren wäre, das hätte einen schönen Salat gegeben.“ Der andere hatte nicht richtig darauf gehört. „Schöne Äpfel sind das.“ Er sah einen aus der Tasche und biss kräftig hinein. Der Maschinist lachte und holte ebenfalls einen aus der Tasche.

Langsam schob sich der Zug an den Neubauten vorbei, nach den großen rechteckigen Erdlöchern, in denen die Arbeiter schachteten. Kaliban.

## Die faschistenknute!

Nach einigen Tagen Autofahrt durch unseren herrlichen Schwarzwald, über die Alpen und durch die schöne Schweiz, gelangten wir Ende September nach dem sonnigen Stalien mit seinen schönen Städten und ihren Prachtbauten und prunkvollen Palästen und Kirchen. Das Ziel war Rom! Diese alte und erblühende Stadt, Sitz der Regierung, an deren Spitze sich einst Mussolini durch Verat, Mord und Niedertracht gesetzt hat, gleichzeitig auch des Papstes als oberstes Haupt der katholischen Christenheit, der im prunkvollen Vatikanengebäude wohnt, hat heute ihr Festkleid angelegt.

## WAHN-EUROPA 1934

EINE VISION VON HANNS GOBSCH

7 Nachdruck verboten. Copyright by Paderbörner Verlag Hamburg-Bergedorf

Der Ministerpräsident sog heftig an seiner Bizarre. „Wir holen unsere Abteilungen nicht eine Stunde früher zurück, als bis Rom den letzten Matrosen in Durazzo eingeschifft hat!“ antwortete er sehr bestimmt.

Der König machte eine verweirte Handgebärde. „Kom! Capponi braucht auf Genf keine Rücksicht zu nehmen!“

„Dann bekommen wir auch die Ellbogen frei!“

„In welcher Richtung wollen wir sie gebrauchen?“ fragte der König heftig.

Der General stieß die Faust in die Luft. „Majestät, in drei Jahren werden zweihunderttausend Italiener in Albanien wohnen, in zehn Jahren eine halbe Million! Das albanische Volkselement wird allmählich zerrieben werden. Der Italiener wird de facto unser Nachbar auch im Süden. Die Adria ist dann nur noch ein italienischer Teich, den wir mit Roms gnädiger Erlaubnis befahren dürfen! Nicht mehr rühren können wir uns dann! Er dünkte plötzlich seine laute Stimme: „Majestät, wissen Sie, so gut wie ich, daß die nächste Schicksalsfrage im Grunde eine albanische Frage ist. In Wirklichkeit steht ganz anders zur Entscheidung. Klare Verhältnisse, Majestät! Die Mächte des Völkerbunds müssen uns die politische und wirtschaftliche Unantastbarkeit Albaniens garantieren! Roms Wäme können nicht in den Himmel wachsen. Die italienische Bevölkerung nimmt bedenklich zu. Aber wir wollen nicht die Leidtragenden dieser Fruchtbarkeit sein. Der französische Gesandte hat mir vorhin zum drittenmal die kräftige Unterstützung seiner Regierung zugesagt.“

Der König blieb stehen und fragte heftig: „Verlassen Sie mir den Franzosen Léon Brandt nicht! Ich traue ihm nicht über den Weg.“

Der Minister-General nickte in Gedanken. „Saint Brice wird ihn schon am Hügel halten. Gottlos ist der Mann augenblicklich auf Bestreben. Er hat also nur noch zwanzig Prozent Einfluss.“

Trotzdem heißt das Hazardspiel, lieber General. Was soll denn geschehen, wenn Capponi den Generalen die kalte Schulter zeigt? Ich will nicht annehmen, daß Ihnen kriegerische Gedanken im Kopf pulsen? Wer in Europa könnte sich heute Kriegesglüste erlauben!

„Kein Staat, Majestät“, versetzte der General prompt und lachend. „Gerade deshalb können wir uns getrost weit vorwagen. Paris ist unser Sekundant. Wir sind diplomatisch stärker als Herr Capponi.“

Südlawens König ließ sich schweren Herzens überreden. „Wir haben aus dem Grenzfall leider eine question d'honneur gemacht“, sagte er bedrückt. „Sie haben recht, ein Zurück gibt es nicht. Und

— jetzt säckelte er auferstichtlicher — „es wird nur zur Schlacht am grünen Tisch kommen! Wir können also das Hazardspiel in Gottes Namen wagen.“

Im Palazzo Venezia sind die Vorbänge im Arbeitszimmer des Duce fest zugezogen. Zwei hohe Lampen brennen auf dem riesenhaften Renaissanceisch, sie erhellten nur die mit Blättern, Ästen und Dorscheln beladene Tischplatte und die große Landkarte auf der geschnittenen Wandtafelung. Sonst ist das saalartige Zimmer fast dunkel.

Unbemerklich steht Capponi, Staliens Regierungschef, vor der Landkarte. Seine braunen Äugen saugen sich an dem kleinen, gefb- umranderten Rechte fest, das Albanien darstellt. Ein verführerisches Bild zeigt vor den leuchtenden, braunen Äugen auf: ein gepanzerter Krieger steht mit gespreizten Beinen über der Adria, je einen Fuß auf den Küsten Italiens und Albaniens postiert. Symbol der von einem einstigen Willen beherrschten Adria! Traum und Ziel eines kühnen Mannes, den der Glanz des alten Imperium Romanum nicht schlafen läßt!

Albanien! — reißt in diesen Stunden dort drüben ein Schicksal heran, das darauf wartet, von starken Händen ergriffen und geformt zu werden? Die friehliche Durchdringung Albaniens kostet Geld, Zeit, Geduld. Besonders Geduld. Roms Herr hat keine Geduld. Der Duce Capponi muß bei Lebenszeit das stolze Gebäude unter Dach und Fach bringen! Kein Staatsmann kennt die Dauer seines Wirkens. Aber die Arbeit muß geleistet werden. Bald wohnen hunderttausend Italiener in Albanien! Staliensches Geld ist in die erschlossenen Wirtschaftsdern dieses Landes eineströmt. Die Vorteile müssen mit Äänen und Früchten festgehalten werden! Und seit heute morgen haben sich im albanischen Nordosten Südlawen eingenistet! Ein paar Kompanien vielleicht und eine Batterie — aber das wäre nichts? — Capponi legt die Faust auf das gelb umrandete Rechte: Hier beginnt Roms Herrschaft! Rom wird nicht zugeben, daß der albanische König vor dem Generat Rat zu Kreuze triecht! Eine Niederlage Tiranos ist gleichbedeutend mit einem Dieb quer über das Herz Italiens!

Mit schweren, langsamen Schritten geht Capponi durch den langen, verdunkelten Saal. Sein massiver Kopf ist vorangetat, das breite, in der Mitte gepaltene Kinn sprinzt scharf vor. Er hat wacklige Schultern, die dennoch federnd wirken und dazu gebaut scheinen, harte Lasten spielend zu tragen. Schütteres Haar, das in seinem Braun schon graue Fäden zeigt, läßt den Schädel deutlich hervortreten: gewölbter Hinterkopf, Stirn, die nach oben auseinanderstrebt, so daß sie ungenügend breit, nicht übermäßig hoch und doch männlich-höhen erscheint. Aber wer in die Äugen des Duce blickt, ist erstaunt. Warm, verträumt sind diese Äugen in die Ferne gerichtet, als wären sie gewohnt, über Äänen und Nächsten sich hinwegzusetzen und fernen Horizonten auszufluten.

Minutenlang durchschneit Capponi den Saal, hin — zurück, hin — zurück. Er muß zu keinem Entschluß durchstehen! Soll er zurückweichen vor dem Gebell, das in Europa schon anzuhören beginnt? Gehört des Reiches, das in Europa schon anzuhören beginnt? Capponis Arm fährt ein paar mal durch die Luft, als wollte

Es ist heute der Nationalfeiertag der Italiener, der vom Volke festlich begangen wird. Am 20. September 1870 eroberten italienische Truppen die Stadt Rom, hoben den damals herrschenden Kirchenstaat auf und vollzogen die Einigung der Nation. Wie dieser Tag gefeiert wird, dürfte manchen unserer deutschen Faschisten nicht gerade mit Wohlgefallen erfüllen. Der Zug selbst wird von hochbetagten Veteranen, ehemaligen Garibaldianern, die die Eroberung Roms mitgemacht haben, eröffnet. Es sind dieses große, ergraute, durch das Alter und die Not der Zeit gebeugte Gestalten, die überall herzlich begrüßt und mit Blumen überschüttet werden. Ihnen folgen die Fahnenträger der Partei und die Träger großer Transparente. Mehrere Musikkapellen spielen faschistische Melodien. Sobald sie schweigen, ertönt das unvermeidlich scheinende und selbst am anhörenden: *Covviva il Re! Covviva il Duce!* (Hoch lebe der König, Hoch lebe Mussolini.) Wer nun etwa glaubt, daß die Massen der Festzugsteilnehmer größer sei wie bei uns in Deutschland bei ähnlichen Anlässen, dürfte auch hierin gewaltig getäuscht sein. Die Teilnehmerzahl dürfte kaum größer gewesen sein, wie die Zahl der am Tag der Arbeit sich beteiligenden Arbeiterorganisationen. Dieser Vergleich der Stadt Karlsruhe mit Rom dürfte den Beweis der geradezu als käuflich zu bezeichnenden Demonstration des Faschismus erbringen. Zieht man ferner in Betracht, daß gut die Hälfte der Teilnehmer Kinder und jugendliche waren, und man tagelang vorher mit riesengroßen Plakaten und Aufzügen dafür wirbt, so kann man hier genau wie in Deutschland leben, daß alles nur ein großer Bluff und Aufmachung ist. Fast alle Jugendteilnehmer tragen schwarze Hemden mit schwarzer Trödelmütze, das Faschistenabzeichen in grün-weiß-roten Farben, ein Vektorenbündel, aus dem ein schwarzes Beil hervorragt. Die Garibaldianer an der Spitze mit roten Röcken und blauen Knöpfen! Direkt protestiert bei den Gruppenführern, die neben dem Zuge herlaufen, der Gürtel mit der Pistole gepickt und in der Hand als besonderes Symbol ein Zeichen der Würde: eine aus Leder geflochtene Peitsche.

Gerade als eine Verhöhnung der Massen sieht es aus, daß, sobald sich der Zug in Bewegung setzt, auch nach jeder einzelnen Stodung die Führer ihre Peitschen über die Köpfe der Massen schwingen, gleich einer Nickerbe, die man weiter treibt und die auch willig gehorcht. Unmützlich überkommt einem beim Anblick dieses Gebarens ein tiefes Mitleid für dieses arbeitame und gezeichnete Volk, das sich unter diese faschistische Knute beugen muß und elendiglich unter ihr schmachtet. Mein ehemaliger Chef, der wirklich nicht im Verdacht steht, Marxist zu sein, konnte selbst eine missachtende Bemerkung nicht unterdrücken. Ich sah auch auf verschiedenen Gesichtern wie sie ertönten und vor Scham die Äugen niederschlugen, als sie merkten, daß wir in deutscher Sprache uns darüber unterhielten und lustig machten.

Die faschistische Knute knallt aber nicht nur über unseren italienischen Volksgenossen, sondern auch über Millionen Franzosen aller Länder, nur nicht in so offener drastischer Form wie hier, aber oft viel gefährlicher und schlimmer im geheimen. Deshalb gilt es heute insbesondere bei uns in Deutschland, die Launen und Schläge des Duce aufzuzurechnen und auch die, die vom kommenden Dritten Reich der Freiheit von Diktors Gnaden träumen, zur Erkenntnis zu bringen, daß nur eine Partei, die Partei aller Schaffenden uns erlösen und befreien kann aus den Fesseln unserer Unterdrücker, das ist die SPD, im Bunde mit der Internationalen. Und darum gilt heute der Satz „Proletarier aller Länder einigt euch“, mehr denn je zuvor.

S. Fieberling, Kraftfahrer, Karlsruhe.

## Allerlei

• Zu viel verlanst. Herr Sachbrett ist nervös. Herr Sachbrett steht aus dem D-Tag und schreit: „Gepädträger! Gepädträger!“ Nach zwei Minuten kommt endlich der Gepädträger. Während laut Herr Sachbrett: „Können Sie denn nicht eher kommen! Jetzt rufe ich hier schon seit einer halben Stunde! Schweinerei!“ „Erlauben Sie mal“, sagt der Gepädträger rubig. „Ist nicht was doch in Berlin, nicht? Vor einer halben Stunde waren Sie noch in Potsdam. Wie kann ich Sie denn da rufen hören...?“

er lästige Plagen verschenden. Stalien will leben! Muß leben! In zehn Jahren wird das Mutterland zu eng sein. Stalien braucht Neuland! Stalien hat den Willen zu sich und zu seiner Aufgabe! Belgrad soll ihm nicht den Weg in die Zukunft verperren! Uebrigens hat Capponi die offizielle Erlaubnis des albanischen Königs in der Tasche. Der kann aber drüber nicht die italienischen Staatsbürger schämen. Außerdem überläßt Stalien nur sich selbst den Schutz seiner Landsleute. Das sollte man endlich in der Welt begriffen haben! Also erste Bedingung, die Stalien stellt: Südlawen räumt sofort ohne Gegenleistung Albanien! Vorher wird die italienische Flotte in Tirana nicht einsegeln! Und auch dann wird man noch sehen...!

Krieg? Mit dem Belgrader etwa? Capponis Lippen kräuseln sich verächtlich. Europas Staatskunst ist auf Frieden eingeschwo-ren, rechnet nicht mehr ernsthaft mit dem Instrument des Krie-ges. Der Duce ist allerdings diesem Zeitalter nicht verfallen. Er glaubt weder an den ewigen Frieden noch an das Glück ewigen Friedens. Wann wurden je Völkerschicksale durch fromme Wünsche und ärtliche Gebeten gestaltet! Ist es nicht das Mysterium der Völker, blutend aufzukleben, um blutend wieder zu verfallen? Ist dieses Verbluten nicht höchstes Opfer an der Entwicklung der Erde?

Capponi tritt wieder vor die Landkarte. Krieg? Nein, auch Stalien kann keinen brauchen, weder jetzt noch in nächster Zukunft. Dieses Opfer würde er seinem Volk erst abverlangen, wenn es im Leben oder Tod gehen würde. Jetzt geht es aber nur um eine sweitranige Sache. Hier genügt staatsmännischer Wille.

Der Duce steht am Schreibtisch, such im Wust der aufgestapelt ten Depeschen. Hier die Genfer Aufforderung: „... Rom möge nichts unternehmen, was die Lage komplizieren könnte...“ Capponi lacht leise. Jawohl, er soll gemächlich abwarten, bis die Genfer ihren Brei zusammengerührt haben! — Und hier die Pariser Funddepesche des Herrn Baron Saint Brice: „... Unantastbarkeit bestehender Macht- und Besitzverhältnisse...“ — Echte Gedankengänge eines gefüllten Volkes, das seine Renten in Ruhe verzeihen möchte! Das soll sich Roms Regierungschef hinter den Spiegel stecken, nicht wahr, verehrter Baron? Nun, unsere Kreuzer vor Durazzo geben ihnen meine Antwort! — Capponi wirft die Papiere sorglos durcheinander. Der Gipfel der Treckheit ist doch der Funtspruch dieses fliegenden Ministers! ... Appell, unentschieden den normalen Zustand wiederherzustellen... Die Völker lehnen Gewaltlösungen grundsätzlich ab... — Unerbört! Das ist Größenwahn in zehnter Potenz! Was bildet sich dieser Léon Brandt ein! Vor zweieinhalb Jahren hat ihn Capponi aus Stalien hinauswerfen lassen, weil dieser peirische Franzose keine unterdrückten Kanäle auch in die nationale Geschlossenheit Italiens vorzutreiben wachte. Das Europäertum sollte auch nach Stalien importiert werden! Capponi hatte damals den Hinausgeworfenen, der wochenlang die Mailänder Arbeitererschaft hoppelte, nachträglich in contumaciam zu zehn Jahren Kerker verurteilt. Und heute war dieser Herr Frankreichs Augen! ...!

(Fortsetzung folgt.)